

3 Kioske am See [Fortsetzung]

Autor(en): **Brockhoff, Stefan**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 11

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751664>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

3 Kioske am See

KRIMINALROMAN VON STEFAN BROCKHOFF

4. Fortsetzung

Mit ein paar Griffen hatte Wienert die Rolläden des Kioskes hochgezogen. Dann blickte er sich prüfend um. Zwei Zeitungsstöße waren heruntergefallen und lagen verstreut am Boden. Eins der leichten Regale, auf denen die Zigarrenkisten standen, war an einem Ende ausgebrochen, die Kisten waren herabgeglitten, eine hatte sich geöffnet und ihren Inhalt ausgeschüttet. An der Seite stand ein Schemel, und auf ihm lag einsam eine große, schwarze Lederhandtasche.

«Da scheint es nicht sehr friedlich hergegangen zu sein», meinte Wienert. «Oder ist Fräulein Beurer immer so unordentlich?»

Nein, Bernd sang in höchsten Tönen Fräulein Beurers Ordnungsliebe. Er könne es nicht verstehen, daß sie den Kiosk in diesem Zustand verlassen habe. Leider mußte Bernd jetzt weg, die Pause war längst überschritten und Schütterlin brüllte schon mit Donnerstimme seinen Namen.

Inzwischen hatte Wienert die Handtasche untersucht. Sie enthielt ein Taschentuch, eine Brille mit sehr starken Gläsern, eine Puderdose, einen Schlüsselbund, ein Portemonnaie, sonst nichts. Außerdem einen Brief. Er steckte in einem grünen, faserigen Kuvert, das eine österreichische Briefmarke mit dem Poststempel Wien trug. In dem Brief selbst standen nur ein paar Sätze, die der Kommissar den beiden anderen hablaub vorlas.

«Liebe Johanna! Ich bin seit ein paar Wochen hier in Wien. Es geht mir sehr schlecht. Habe viel Unglück gehabt. Komme in drei Tagen zu Dir, und hoffe ich, daß sich dann daselbst auch unsere Differenzen nicht nur zu Deiner, sondern endlich auch zu meiner Zufriedenheit lösen werden. Sage Dir, daß ich fest entschlossen bin, mich nicht länger von Dir an der Nase herumführen zu lassen. Emil.»

Die Zeilen waren in ungelungen und kindlichen Buchstaben gemalt und gingen am Ende in die Höhe.

«Den Brief werden wir mal mitnehmen», sagte Wienert. Dann begann er den Kiosk zu untersuchen. Schon nach zwei Minuten kam ein erstaunt-befriedigtes: «Sieh mal an!» Mit Daumen und Zeigefinger hielt er einen kleinen, schimmernden Gegenstand, als er aufstand. Drei Köpfe bogen sich neugierig über Wienerts Hand.

«Das ist doch eine Perle», meinte Herbert. Das Schmuckstück wanderte zu dem Emil-Brief in Wienerts Brusttasche. Sonst fand sich nichts Auffälliges in dem Kiosk.

Herbert berichtete Wienert von dem Mann, den Bernd am Abend vorher noch so spät in dem Kiosk gesehen hatte. Der Kommissar hörte aufmerksam zu und machte ein paar Aufzeichnungen in sein Notizbuch.

«Der Bengel ist freilich erst 16 Jahre», sagte er dann, «und auf die Aussagen von solch jungen Burschen kann man nicht immer Häuser bauen. Aber vielleicht gibt es noch jemanden, der den Mann gesehen hat. Wir werden mal das Personal bei Xylander fragen.»

Doch die Befragung des Personals ergab nichts. Die dicke Köchin Agnes erklärte, sie sei den ganzen Abend in dem Bügelzimmer hinter der Küche gewesen, und außerdem gehe sie bei solchem Nebel nicht vor die Tür, weil sie Asthma habe. Auch das Stubenmädchen Suzanne wußte nicht viel mehr. Sie sei ebenfalls den ganzen Abend im Haus geblieben und nur einmal, kurz nach 8, herausgegangen, um Herrn Zagorski das Tor zu öffnen. Dabei sei ihr weiter nichts aufgefallen. Vielleicht daß der Herr Zagorski jemanden gesehen habe.

Herr Zagorski erschien nach wenigen Minuten in der Diele. Schon auf der Treppe fing er eine lange Rede an, wonach er zwar um 8¼ das Haus verlassen habe, jedoch

Neuinteressierte Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Wir machen die Bekanntschaft folgender Persönlichkeiten: der drei Kioskinhaberinnen Rosa Bek, Olga Scheuchzer und der kurzschichtigen Johanna Beurer. Sie sind aufgebracht über die «Makedonia»-Zigarrenfabrik, die einen zu hohen Pachtzins für die Kioske verlangt. Die Fabrik wird geleitet von Eleutherios Xylander und Arnold Loos. Bei der «Makedonia» arbeitet Trudi Leu als Sekretärin, und diese nette Dame ist befreundet mit dem jungen Zeitungsjournalisten Herbert Hößlin. Herbert und Trudi sitzen eines Abends im «Select» mit ihrem Freund Gaston Meyrat zusammen, der Hauslehrer bei Frau Ina Zerkindens Sohn Robbi ist. Gaston ist beunruhigt, daß sich ein Auftrag von Frau Zerkinden, des Abends in der Stadt ein Buch abzuholen, als Irrtum erwiesen hat. Er ruft Frau Zerkinden an und erhält vom Mädchen Bescheid, sie spiele gerade — wie oft am Abend — Fagott, sie habe sich eingeschlossen und öffne nicht. Kurz darauf wird Herbert an den Apparat gerufen. Der 16jährige Portierpage Bernd Schwyzler von der «Phöbus», der dem Hause des Herrn Xylander gegenüberliegenden Versicherungsgesellschaft, ruft an und teilt ihm mit, es sei in der Nähe etwas explodiert. In der Portierloge der «Phöbus» hatten an diesem Abend ihrer Vier beim Jaß zusammengesessen: der Nachtportier Louis Schütterlin, Wilhelm Strupp, Bootsführer der «Hellas», eines Herrn Xylander gehörenden Motorbootes Carlo Pedroni, Chauffeur bei Xylander und Freund der Kioskerkäuferin Beurer, und der genannte Bernd Schwyzler. Plötzlich hatten sie den heftigen Knall einer Explosion gehört, was den Jüngling Bernd eben veranlaßte, seinen Bekannten Herbert anzurufen. Kriminalkommissar Wienert, ein Onkel Herberts, nimmt die Aufklärung des Falles an die Hand: die Explosion eines der drei Kioske am See, der soeben in die Luft geflogen ist. Spät in der Nacht untersucht Herbert Hößlin auf eigene Faust die Trümmer und entdeckt darin den Teil einer jener Ampullen, wie sie für Einspritzungen verwendet werden. Johanna Beurer, die Pächterin des zerstörten Kioskes, ist trottslos, sie erinnert sich eines Drohbrieves, den sie vor elf Tagen erhalten hat und sieht die Drohung verwirklicht. Xylander verspricht ihr, den Kiosk sofort wieder aufbauen zu lassen und der ganzen Angelegenheit gründlich nachzugehen. Die Beurer erholt sich etwas beim Gedanken daran, daß sie der Werbung des überraschend wohlhabenden Chauffeurs Pedroni nachgeben könne. Beim Nachhausekommen findet sie einen Brief aus Wien und denkt: «Wenn er mich doch in Ruhe lassen wollte!» — Von einem Brief an Wacław Zagorski, den polnischen Geschäftsfreund, der gegenwärtig bei Xylander zu Gast weil, erhält Bernd Schwyzler durch Frau Xylander ein Couvertstücklein mit zwei polnischen Briefmarken. Er liest sie ab, entdeckt darunter eine unverständliche Mitteilung. Herbert, den er benachrichtigt, läßt den Text aus dem Polnischen übersetzen: «Stopp! Beschlummt nicht zu sehr! Allgemeines Gefühl: Sache geht in die Luft. Grüne Maschinen enger geworden. 10 100». — In einem Café vernimmt Herbert Bruchstücke eines Streits zwischen Xylander und einer ihm unbekanntem schönen Frau, die Xylander höchlich bitter, ihr keine «Päckchen» mehr zu schicken. — Bernd ist von Herbert beauftragt, den Polen Zagorski, für den die rätselhafte Mitteilung unter den Marken bestimmt war, zu beobachten. Er verfolgt ihn eines Abends und sieht ihn mit einem kleinen, dicken Herrn in einem entlegenen Restaurant. — Unterredung zwischen Loos und Gaston: Gaston hat durch Loos Vermittlung die Stelle bei Frau Ina Zerkinden erhalten. Er hat sich gegenüber Loos, der Frau Ina leidenschaftlich und hoffnungslos liebt, verpflichtet, ihm Berichte zu geben über Inas Leben. Gaston kommt dieser Verabredung nicht mehr nach. Loos will ihn dazu zwingen, Gaston wird sich mit allen Mitteln zur Wehr setzen. — An diesem Morgen bleibt der Kiosk von Frä. Beurer leer. Schütterlin hat sie als letzter am Abend zuvor gesehen, sehr aufgeregt, nachdem ein fremder Mann ihren Kiosk verlassen hatte. Der Kiosk ist nicht abgeschlossen, im Innern herrscht Unordnung. Bernd benachrichtigt Herbert. An dem leeren Kiosk findet sich auch Pedroni ein, sichtlich verstört und ganz gegen seine Gewohnheit nicht in Chauffeursuniform, sondern in Zivil. Wienert trifft zur Untersuchung ein.

dann gleich in die Straßenbahn gestiegen sei, um die Abendvorstellung des Urban-Kinos, den Film «Mazurka», zu besuchen, ein Stück, das ihn interessiert habe, weil er ja die Hauptdarstellerin Pola Negri, eine Landsmännin, vor Jahren entdeckt habe; er sagte das mit so nonchalanter Eitelkeit, als mache er so etwas alle Tage aus der linken Hand.

«Und Sie haben auch auf dem Rückweg nichts Auffälliges an dem Kiosk bemerkt?» fragte Wienert.

«Nichts», erwiderte Zagorski mit bedauerndem Achselzucken. «Um 11 Uhr etwa war das Kino zu Ende, dann bin ich gleich nach Hause gefahren, mit einem Taxi, das mich hier am Portal der Villa abgesetzt hat. Ich habe dabei nicht auf den Kiosk geachtet und nicht auf einen Mann, der da herumgestanden haben könnte.»

Es war ein Augenblick still. «Ja, Mazurka ist ein schöner Film», sagte Herbert plötzlich unvermittelt.

Copyright by Verlag Wilhelm Goldmann, Leipzig-Bern

Zagorski fuhr herum und sah ihn etwas konsterniert und verständnislos an. Seine Augen zwinkerten nervös. «Gewiß», sagte er dann unsicher. «Ja, doch ... gewiß.»

Auch Gaston lügt.

«Mein geliebtes Trudikind!

Ich komme mir ganz blödsinnig vor: Du bist heute früh erst abgefahren, wirst in drei Tagen wieder bei mir sein, aber ich fühle mich schon so verlassen, daß ich wenigstens im Brief ein bißchen mit Dir reden muß.

Viel Wichtiges ist an dem einen Tag natürlich noch nicht passiert. Daß Fräulein Beurer heute früh nicht in ihren Kiosk gekommen ist, hast Du wohl noch im Bureau vor Deiner Abreise erfahren. Sie ist den ganzen Tag nicht aufgetaucht, es ist jetzt zehn Uhr abends, und man hat keine Ahnung, wo sie stecken kann.

Heute früh war mein Onkel, der Wienert, — Du kennst ihn ja — draußen am Kiosk und hat alles untersucht. Außer einer Perle — einer echten sogar, wie sich nachher herausgestellt hat — und einem recht bedrohlichen Brief von einem gewissen Emil aus Wien, haben wir nichts gefunden. Bernd Schwyzler hat gestern abend einen verdächtig aussehenden Mann in den Kiosk gehen sehen, mit dem die Beurer schrecklich gezankt hat, aber niemand weiß, was das für ein Mann gewesen sein kann.

Leider hat außer Bernd niemand den Mann gesehen. Wir haben das Personal bei Xylander nach ihm gefragt, aber ohne Erfolg. Dabei kam halb zufällig noch eine seltsame Sache heraus. Dieser sonderbare Herr Zagorski erklärte mit ganz überflüssiger Genauigkeit, daß er nichts gesehen haben könne, weil er gestern Abend im Kino gewesen sei. Nun hat ihn aber Bernd gestern zwischen acht und zehn nicht aus den Augen gelassen. Er ist ihm mit dem Velo bis heraus nach Tiefenbrunnen nachgefahren, wo Zagorski sich mit einem dicken kleinen Herrn getroffen hat. Und dem Wienert erzählte er, er sei im Kino gewesen! Warum lügt der Mann?

Übrigens ist er nicht der einzige, den ich bei einer Unwahrheit ertappt habe. Der andere Fall ist noch viel sonderbarer. Es geht dabei nämlich um unseren Freund Gaston Meyrat. Neulich, nach der Explosion des Kioskes, fragte ich ihn, ob er eigentlich die Beurer kennt. Er behauptet, er kenne sie ganz flüchtig, weil er manchmal seine Zigaretten an ihrem Kiosk gekauft habe, aber sonst wisse er nichts von ihr. Heute Nachmittag nun war ich in der Wohnung der Beurer, weil ich hören wollte, ob man nichts von ihr weiß. Ich traf ihre Untermietin, ein Fräulein Häfeli, mit der ich mich etwas unterhielt. Dabei fragte ich sie auch, wer vor ihr bei der Beurer als Untermieter gewesen sei. Sie erzählte, vor ihr habe ein Opernsänger dort gewohnt, aber nur ein paar Monate, denn er habe plötzlich weggemulft wegen irgendeines pikanten Skandals, und davor habe lange Zeit ein junger Bankbeamter da gewohnt, mit dem sich die Beurer sehr gut stand. Ein Herr Meyrat. Ich war natürlich sprachlos, bin sofort zum Kontrollbureau und habe dort festgestellt, daß Gaston, ehe er zu Frau Zerkinden kam, etwa drei Jahre lang als Untermieter bei Fräulein Beurer, Bleicherweg 40, wohnte. Begreifst Du, warum er mir das verheimlicht? Gaston erscheint mit einmal in so einem merkwürdigen Licht. Mir ist plötzlich aufgefallen, daß wir so gar nichts von seiner Vergangenheit wissen. Es ist doch eigentlich seltsam, wo wir so viel mit ihm zusammen sind. Er erzählt nie von sich selbst, hast Du das schon bemerkt?

Schluß für heute. Kleines, ich will den Brief noch an die Bahn bringen, damit Du ihn morgen früh schon hast. Es ist sehr langweilig ohne Dich; wenn ich Dir nichts erzählen kann von meinen sensationellen kriminalisti-

(Fortsetzung Seite 332)

schen Entdeckungen, macht es mir überhaupt keinen Spaß, irgend etwas zu entdecken. Also komm bald zurück! Der Loos soll Dich nicht zu sehr strapazieren. Er soll in den Kornhauskeller gehen und Berner Platten essen, anstatt Dir den ganzen Tag zu diktieren — sag ihm das! Er soll langsam tun, wozu ist er sonst in Bern? Schlaf gut, Trudikind, zwei Gutenacht-Küsse auf Dein Stupsnäschen! Schick mal ein buntes Ansichtskärtchen. Falle nicht in den Bärenzwinger, sondern komm schnell zurück zu Deinem
Herbert.»

Herrn Treller ist etwas aufgefallen.

Gottlieb Treller hatte ein paar Wochen lang vertretungsweise Musikkritiken an den «Neuesten Nachrichten» geschrieben. Daher kannte ihn Herbert. Er war 35 Jahre alt und noch immer stand auf seiner Visitenkarte stud. phil. Wovon er eigentlich lebte, wann und ob überhaupt er je Examen machen wollte, wußte kein Mensch. Er war klein und sehr behend, auf einem viel zu langen Hals saß ein winziger spitzer Vogelkopf, das Gesicht war von Falten übersät, auf der messerscharfen Nase ritt ein zerbrechlicher Zwickler, der alle paar Minuten herabglitt, jedoch stets im letzten Moment von seinem Besitzer vor dem endgültigen Sturz bewahrt wurde.

Treller, Gottlieb, war etwas erstaunt über Herberts Besuch; doch schien ihm die Erklärung einleuchtend genug, daß Herbert eigentlich seinen Freund Meyrat in der Nachbarvilla besuchen wollte und bei dieser Gelegenheit ihn wieder mal aufsuchen kam.

Nach einer Viertelstunde hatte Herbert das Gespräch unauffällig dahin gelenkt, wo er es haben mußte: zu Frau Zerkinden. Ja, Treller wisse wohl, wer sie sei, die Besitzerin des Nachbarhauses, aber er kenne sie nur vom Ansehen. Leider, er bedauere es oft, denn sie sei musikalisch und spiele ein ungewöhnliches Instrument: Fagott, jawohl kaum zu glauben, eine Frau, aber eben ein ungewöhnliche Frau. Jeden Tag lausche er, wenn sie Fagott spiele, wo höre man das sonst noch, ein Solofagott? Abends zwischen 9 und 10 Uhr spiele sie regelmäßig, manchmal noch länger, es sei fast die schönste Stunde des Tages. Sie bevorzuge die alten Meister, Orlando di Lasso, Schütz, Bach, Händel; alles Sachen, die er liebe, das sei noch vitale Musik, eine Dynamik, wie er sie im ganzen 20. Jahrhundert vergeblich suche. Ob ihm, Herbert, schon einmal aufgefallen sei, daß eigentlich seit Beethoven niemand mehr...

Herbert unterbrach: «Ich habe sie nur einmal spielen hören. Sie spielt wirklich besonders schön. Damals war es eine Sarabande von Händel.»

«Ja, die ist wundervoll», fiel Treller begeistert ein, «das ist ihre Glanznummer. Uebrigens spielt sie sie jetzt nie mehr, seltsamerweise. Dabei hat sie diesen Händel früher fast jeden Abend geübt. Das letzte Mal, wo ich die Sarabande gehört habe, klang sie so vollendet, derart hinreißend, daß ich nie verzaubert war. — Ach, ich entsinne mich noch deutlich an jenen Abend. Dabei hatte ich zuerst den Eindruck, als sei Frau Zerkinden nicht besonders in Stimmung und bißchen eilig, weil sie sich nicht mehr Zeit nahm, das Fagott vorher zu stimmen.»

«Muß ein Fagott denn gestimmt werden?» fragte Herbert erstaunt.

«Gewiß, Treller begann sofort zu dozieren. Bei den Holzinstrumenten sei das Mundstück sehr sensibel und verziehe sich leicht durch die Feuchtigkeit. Deshalb müsse man vor dem Spielen ausprobieren, wie fest und wie tief das Mundstück einzuschrauben sei, damit das Instrument die richtige Tonhöhe bekomme. Das sei sehr wichtig, und auch Frau Zerkinden stimme ihr Instrument immer sorgfältigst, ehe sie mit dem Spiel beginne. Aber gerade an jenem erwähnten Abend sei ihm aufgefallen, daß sie nicht gestimmt habe, zum erstenmal, und dies sei auch gerade das letztmal gewesen, wo er die Händel Sarabande von ihr vernommen habe.»

«Daß Sie sich so genau an diesen Abend erinnern», meinte Herbert, der merkte, daß er wieder einen heimlichen Bewunderer Ina Zerkindens gefunden hatte.

O, Herr Treller schüttelt seinen klapperigen Zwickler, das sei nicht so verwunderlich, denn dieser Abend habe sich vor den anderen zufällig noch durch ein weiteres Ereignis seinem Gedächtnis eingepägt. Da sei nämlich hier in der Nähe, irgendwo am Seeufer, ein Zigarrenkiosk explodiert. Herr Hößlin habe vielleicht in der Zeitung davon gelesen.

Herbert wurde sehr aufmerksam. «Entsinnen Sie sich noch an die Sache?» fragte er. «Wieviel Uhr war das etwa?»

Ob sich Herr Treller entsann! Deutlich sogar! Das war ja noch gar nicht lange her. Es war übrigens schrecklich gewesen, er sei so geräuschempfindlich. Er habe dem Fagottspiel zugehört, da doch Frau Zerkinden so besonders schön spielte und habe noch ein Weilchen im Dunkeln am Fenster gesessen und vor sich hingeträumt, vielleicht noch eine Minute. Und dann sei es passiert, die ganze wundervolle Stimmung habe es zerschlagen. Ach, entsetzlich!

Geheimnis um Frau Ina.

«Wollen wir nicht bald umkehren?» Robbi warf einen vorsichtig-anfragenden Blick zu Gaston hinüber. «Auf die Dauer ist das Kreuzen bißchen langweilig.»

Gaston war einverstanden. In paar Augenblicken hatte man gewendet, das Boot lag jetzt steif vor dem Wind und jagte mit geblähten Segeln nach dem Ufer zurück. Gaston saß in einem grauen Trainingsanzug auf der Bank neben dem Mast und blickte durch eine dunkle Sonnenbrille starr und ausdruckslos über den See. Er hört wieder einmal gar nicht zu, dachte Robbi ein wenig gekränkt, was hat er nur in den letzten Tagen?»

«Achtung, Aufpassen!» schrie plötzlich jemand. Robbi riß das Steuer herum. Da hätte man beinahe das kleine Paddelboot, das da vor ihnen her trieb, gerammt.

«Nette Freunde seid ihr,» sagte plötzlich eine bekannte Stimme. «Ihr boht einen ja in den Grund.» Herbert Hößlins sonnenverbranntes Gesicht sah über dem Bootsrand zu ihnen hinein. «Nehmt ihr mich ein Stückchen mit? Ich bin zu faul, in der Hitze zum Ufer zurückzupaddeln.»

Er kletterte vorsichtig über, das Paddelboot wurde angehängt. Jetzt wird's glatt, dachte Robbi. Herbert wußte hunderterlei Späße, und der Kleine brach immer wieder in helles Gelächter aus. Jetzt war die Segelfahrt

erst schön, viel schöner als vorhin allein mit dem verdrießlichen Herrn Meyrat.

«Kommen Sie doch noch ein bißchen mit zu uns nach Hause,» wandte Robbi sich an Herbert, wobei er vorsichtig vermied, Gaston anzusehen.

Herbert lachte. «In dem Aufzug?» Er zeigte auf seine allerdings recht winzige braune Badehose.

«Ach, das macht gar nichts.» Robbi wußte sofort einen Ausweg. «Wir haben im Boot noch eine lange weiße Hose und einen blauen Pullover von Herrn Meyrat. Das können Sie doch anziehen. Nicht wahr, Herr Meyrat?»

Sogar Robbi fiel es auf, daß Gastons Zustimmung merkwürdig gepreßt klang.

«Das ist fein, daß Sie mitkommen.» Robbi sah Herbert aus strahlenden Augen an. «Da wird's doch bei uns einmal ein bißchen lustig. Die Mama ist in der letzten Zeit so still, mit der kann man gar nicht mehr spielen. Und nervös! Ganz furchtbar!»

«Sie hat vielleicht in diesem Jahr keine Sommerreise gemacht und sich nicht erholen können,» sagte Herbert. Er war plötzlich ganz ernst, die jugendhafte Heiterkeit war wie weggewischt.

«Ach, daran liegt's ja nicht.» Robbi schielte unter einer Haarsträhne, die ihm der Wind über die Stirn geworfen hatte, behutsam zu Meyrat hinüber. Doch da Gastons Gesicht undurchdringlich blieb, die Augen unsichtbar hinter den dunklen Gläsern der Sonnenbrille, fuhr er fort: «Sie ist eigentlich immer so nervös. Seit ich denken kann. Manchmal schließt sie sich einen Tag lang in ihr Zimmer ein, manchmal ist sie auch wieder lustig und man kann fein mit ihr spielen. Aber in den letzten Wochen nie mehr. So nervös ist sie noch nie gewesen. Ich hab' richtig Angst vor ihr.»

«Findest du das nett, wie du von deiner Mutter redest?» schnitt Gaston dem Kleinen ziemlich plötzlich das Wort ab. Er nahm die Brille herunter und blickte Robbi mißbilligend an.

Der Junge bekam einen roten Kopf. «Ich bin ihr ja gar nicht böse», verteidigte er sich verlegen. «Ich sage ja nur, wie es ist.»

Es gab ein etwas peinliches Schweigen. Zum Glück kam man jetzt am Bootsteg der Villa Zerkinden an. Zu dritt manövrierte man das Boot in den Holzschuppen und vertäute es an zwei starken Pfählen. Ueber dem Garten, der vom Ufer leicht anstieg, hob sich das weiße Haus mit den breiten Fensterfronten. Es blickte ruhig und gemessen auf die sorgfältigen Kieswege, die von buntem, fallendem Laub schon herbstlich gezeichnet waren. In der Mitte des Gartens, rings um eine flackernde Fontäne blühten weiße Astern, starr und hochmütig, auch sie schon berührt von dem gelblichen Hauch des Sterbens.

Robbi sprang munter voran. «Kommen Sie doch, Herr Hößlin,» rief er und winkte heftig. «Sie müssen doch meine Briefmarken betrachten. Die Mama wird sich sicher freuen, wenn wir Sie mitbringen. Nicht wahr, Herr Meyrat?»

Gaston äußerte sich nicht zu dieser Frage. Er vermied Herberts Blick, der sich forschend auf ihn richtete, und ging schweigend ins Haus.

Der Kleine faßte Herbert bei der Hand und zog ihn schwätzend hinein.

Das Zimmer, das man von der Terrasse aus betrat, war groß und hell. Es gab nur wenig Möbel, einen tiefen runden Tisch, den eine breite Couch, drei zerliche, blaubespannte Sessel umschlossen. Auf dem Tisch eine hohe, glatte Vase, gefüllt mit langstieligen Nelken. An der gegenüberliegenden Wand breitete sich majestätisch ein Flügel, auf dessen glänzendes Schwarz die Sonnenstrahlen zitternde Lichtteiche warfen. Vor ihm, dicht an dem breiten herabgelassenen Fenster, stand ein riesiges Grammophon, das durch seine Größe schon die endlose Welt der Töne ahnen ließ, die es beherrschte.

Gaston stand sehr steif am Tisch und zupfte an den Blumen herum. Er sah beharrlich an Herbert vorbei. Robbi schaute ratlos die beiden Erwachsenen an und gab sich alle Mühe, das verlegene Schweigen zu brechen.

«Setzen Sie sich doch, Herr Hößlin,» plapperte er. «Hier auf die Couch, da setz' ich mich dann mit dem Album neben Sie. Sammeln Sie eigentlich auch Marken? ... Nein? ... Schade. Sonst könnten wir tauschen. Mit den Jungen in der Schule tausche ich nicht gern, die hauen einen immer übers Ohr ... Aber ich will jetzt lieber das Album holen.» Und damit lief er rasch fort, mit kleinen, hüpfenden Schritten.

«Sag mal, Gaston,» fragte Herbert mit unschuldiger Miene, «ist er dir eigentlich unangenehm, daß ich mitgekommen bin?»

«Aber nein, durchaus nicht,» widersprach Gaston. Doch die übertriebene Hast machte seine Beteuerung recht ungläubwürdig. «Im Gegenteil, ich freue mich sehr, daß du dich hier mal umschaust. Es ist nur ... es handelt sich nur um Frau Zerkinden. Du weißt, sie ist so menschenscheu, und sie neigt zu schweren Depressionen. Besonders in der letzten Zeit. Da ist es besser, wenn ...»

Er konnte nicht zu Ende sprechen, denn Robbi stürzte herein, siegesgewiß sein dickes, rotes Schaubek-Album schwenkend. «Da,» rief Robbi stolz und legte den schweren Band behutsam auf Herberts Schoß. «Wenn Sie irgend etwas nicht kennen oder nicht wissen, dann sagen Sie es nur ruhig. Ich erkläre es Ihnen gern ...»

(Fortsetzung Seite 335)

Für Ostern und Schulentlassung

Vorzüglich geeignete Geschenkbücher
für junge Mädchen

OLGA MEYER:

Die Flamme

359 Seiten mit 15 Illustrationen von Dr. H. Witzig
Ganzleinen mit mehrfarbigem Umschlag Fr. 5.80

In der Gestalt und dem Weg der Tochter Ruth wird in diesem interessant geschriebenen und schön illustrierten Jungmädchenbuch dargestellt, wie ein junger Mensch mit reichen inneren Gaben, durch äußere Hemmungen zunächst gehemmt wird, durch Mißerfolge und Enttäuschungen hindurchgehen muß, dann aber gerade durch diese Hindernisse zur inneren Entfaltung gelangt. Nur Ueberwindung führt zum Sieg, das ist der tiefe und wahre Sinn dieses Buches. (Pfarer B. Pfister, Bern)

LISA WENGER:

Jorinde, die Siebzehnjährige

Ein Entwicklungsroman voll äppiger
Erzählkunst und humorvoller Wärme
370 Seiten, Ganzleinen mit mehrfarbigem
Umschlag Fr. 7.50

Die Lehr- und Wanderzeit Jorindens wird von der Dichterin erfüllt mit dem Geiste echter, fröhlicher Menschlichkeit, einem Geiste, der Auge und Herz weit mit seiner klugen Güte und seinem liebenden Glauben. (National-Zeitung, Basel)

JOHANNA SIEBEL:

Die Kämpetöchter

373 Seiten, Ganzleinen
mit mehrfarbigem Umschlag Fr. 6.80

Hohe ethische Grundsätze sind die Leitsterne dieses Frauenromans; sie haben Gestalt angenommen in der Mutter der Kämpetöchter. Sie, die in tiefster Tiefen menschlichen Leides geliebt hat und doch — ihrer Kinder wegen — aufrecht geblieben ist, weiß davon zu reden, wie sehr die Frauen in Glück und Unglück voneinander abhängig sind. (Bund, Bern)

HERMANN WALSER:

Die Königin von neun Tagen

Das Schicksal der Lady Johanna Grey
211 Seiten und 9 Kunstdrucktafeln,
Ganzleinen Fr. 6.—

Die frühere gelehrte junge Frau, die mit Hch. Bullinger in Zürich im Briefwechsel stand, ist, mehr getrieben als führend, den Parteihändeln und Hofintrigen zum Opfer gefallen. Der Verfasser weiß uns ihre Seelenstärke und innere Größe in den schwersten Schicksalstagen in sympathischer Weise glaubhaft zu machen. Sein Buch stimmt zu herzlichem Mitleid mit dem Opfer höherer Gewalt und zum Nachdenken über die großen Verhängnisse der Geschichte. (Basler Nachrichten)

Durch jede Buchhandlung
zu beziehen

Morgarten-Verlag A. G., Zürich



Jetzt strahlt sie wieder!

Wie hatte sich doch Mutti geängstigt. Ihr Lottchen war ganz schwach, fiebrig, bleich und nervös geworden, hatte schlecht geschlafen und keinen Appetit; bis der Arzt eine Kur mit «Forsanose» empfahl. Das bewirkte auffällig rasch eine zunehmende Besserung, und jetzt springt, lacht und spielt die Kleine wieder, ist voller Uebermut und für die Eltern eine ständige Freude. Der Arzt hatte recht gehabt: «Forsanose» bewirkt rasch eine Vermehrung und Verbesserung des Blutes, stärkt Knochen und Nervengewebe, fördert das Wachstum, erhöht den Appetit und verbessert die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit. «Forsanose» ist ein seit 20 Jahren bewährtes ideales Kräftigungsmittel für Kinder und Erwachsene.

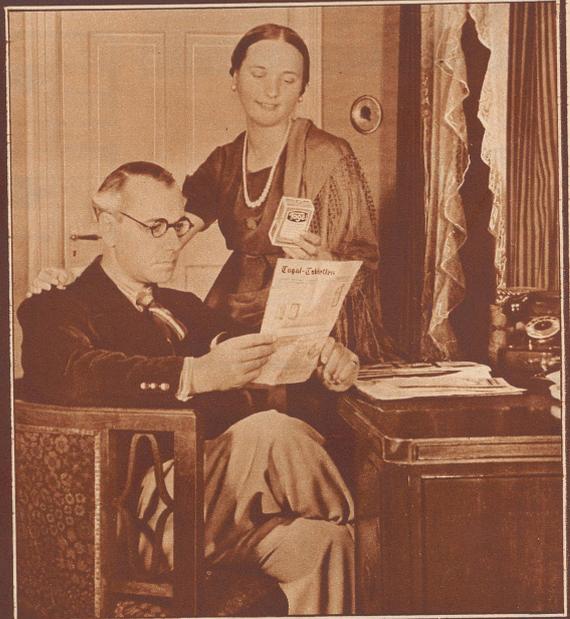
F O R S A N O S E
macht stark und lebensfroh

Erhältlich in allen Apotheken: Forsanose-Kraftnahrung Fr. 2.20 und 4.—, Forsanose-Elixier Fr. 3.25, 5.50, 10.—, Forsanose-Tabletten Fr. 4.50.



Sanatorium Kiltchberg bei Zürich

Individuelle Behandlung aller Formen von Nerven- und Gemütskrankheiten nach modernen Grundsätzen. Entziehungskuren für Alkohol, Morphinum, Kokain usw. Epilepsiebehandlung, Malaria-behandlung bei Paralyse. Dauerschlafkuren. Führung psychopathischer, haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie. Behandlung von organischen Nervenerkrankungen, rheumatischer Leiden, Stoffwechselfstörungen, nervöser Asthmaleiden, Erschlaffungs Zustände usw. Diät- und Entfettungskuren. Behandlung dieser Art Erkrankungen im eigenen Physikalischen Institut (Hydro- und Elektrotherapie, medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfäder, Höhenfonne, Diathermie, Massage usw.) 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser. Prachtige Lage am Zürichsee in unmittelbarer Nähe von Zürich. Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit. Prospekte verlangen. Telefon: Zürich 914.171 u. 914.172
Ärztliche Leitung: Dr. H. Huber, Dr. J. Furrer - Besitzer: Dr. E. Huber-frey



Rasche Hilfe

bei **Rheuma** | **Hexenschuß**
Gicht | **Erkältungs-**
Ischias | **Krankheiten**
Nerven- u. Kopfschmerzen



Auf Grund der vorzüglichen Erfolge, die von namhaften Ärzten u. in vielen Kliniken u. Krankenanstalten seit mehr als 20 Jahren erzielt wurden, hat Togal allgemeine Anerkennung gefunden.

Über 7000 schriftliche Ärzte-Gutachten, darunter solche von bedeutenden Professoren, dokumentieren die Güte des Togal. Alle Urteile stimmen darin überein, daß Togal

ein rasch wirkendes Heilmittel ist, mit dem selbst beim Versagen anderer, ähnlicher Präparate ein anhaltender Erfolg erzielt wird. Togal löst die Harnsäure und ist stark bakterientötend. Togal wirkt selbst in veralteten Fällen! Unschädlich für Magen und Herz. Wenn Tausende von Ärzten Togal verordnen, können auch Sie es vertrauensvoll kaufen. Je früher Sie mit dem Gebrauch von Togal beginnen, umso schneller werden Sie Ihr Leiden los und vermeiden eine Verschlimmerung der Erkrankung.

Togal ist ein Schweizer Erzeugnis.

In allen Apotheken.



Fr. 1.60

Robbi war jedenfalls ganz bei der Sache. Seine schmalen Wangen begannen zu glühen, und die kleinen Augen, grüner noch als gewöhnlich, spazierten hastig von Blatt zu Blatt. Herbert hatte sich nie mit Briefmarken beschäftigt, und auch jetzt, da er die vielen, bunten Zetelchen sah, dachte er an etwas ganz anderes. Auch an Briefmarken zwar, aber an zwei ganz bestimmte, eine längliche braune, darstellend den Marschall Pilsudski, und eine dunkelgrüne, darstellend das Schloß Belweder. Und er dachte an einige undeutlich gekritzelte Buchstaben in polnischer Sprache, die man unter diesen Briefmarken entdeckt hatte. Und er dachte an einen gewissen Herrn Zagorski, für den diese Briefmarken eigentlich bestimmt gewesen, und der sich vor drei Tagen abends zwischen 9 und 11 Uhr im Urban-Kino glänzend unterhalten haben wollte, während er, Herbert Hößlin, doch genau wußte, daß er um diese Zeit in einem kleinen Restaurant draußen in Tiefenbrunnen gegessen hatte, mit einem Becher vor sich und einem kleinen, dicken Herrn neben sich.

«Sie passen gar nicht auf,» bemerkte Robbi tadelnd. «Sie haben kein Interesse für Briefmarken, das sehe ich schon; wenn jemand vor diesen Uruguay so dasitzt wie Sie, dann versteht er nichts davon.» Und damit klappte er trotzig das dicke Schaubek-Album zu.

«Puuh, ihr seid aber langweilig,» sagte er dann, als weder Gaston noch Herbert sich rührten. «Da werde ich ein bißchen Grammophon spielen.»

«Nein, Robbi,» sagte Gaston schnell und streng. «Du störst die Mutter.»

«Ach wo,» meinte Robbi beharrlich, «Mama hat mir ausdrücklich wieder erlaubt zu spielen, wann ich will. Schon vor zwei Wochen.» Und dabei kniete er schon vor dem großen, schwarzen Kasten, holte aus dem untersten Gefach zwei Alben mit Platten. Während er eine auflegte, wandte er sich plötzlich an seinen Hauslehrer und fragte: «Wissen Sie eigentlich, Herr Meyrat, warum die Mama damals den Apparat abgeschlossen hat?»

«Wahrscheinlich weil sie fürchtete, du würdest trotz ihres Verbotes spielen,» meinte Gaston nachlässig.

«Und warum sollte ich nicht spielen?» bohrte Robbi weiter.

«Das weiß ich nicht mehr. Vielleicht warst du ungezogen oder hast eine schlechte Note aus der Schule mitgebracht.»

«Nein, Herr Meyrat,» protestierte Robbi energisch. «Das war's bestimmt nicht. Mama hat's mir gerade an dem Tage verboten, wo ich den Scher in der lateinischen Arbeit bekommen habe, das sind jetzt drei Wochen her.»

«Ja, dann weiß ich es nicht,» wollte Gaston das Gespräch beschließen.

«Sonst hat mir die Mama nie verboten, Grammophon zu spielen. Und unartig war ich damit bestimmt nicht.»

«Nun ja, Robbi, es ist schon gut,» meinte Gaston etwas gereizt.

Robbi fand zwar gar nicht, daß es schon gut sei, denn er wußte immer noch nicht, warum die Mama den Apparat abgeschlossen und ihm zu spielen verboten hatte. Aber er tröstete sich rasch und sprang nach den wilden und feurigen Rhythmen der Duke Ellington-Platte wie besessen im Zimmer herum.

Es zeigte sich, daß Frau Zerkinden einen vorzüglichen Geschmack hatte. Unter den vielen Platten, die in mehreren Dutzend Alben säuberlich gesammelt waren, fand Herbert nicht eine, die ein ernster und echter Musikliebhaber hätte ablehnen müssen. Die Platten waren alle in musterhaftem Zustand, spiegelnd glatt und schwarz. Unzerkratzt und regelmäßig liefen die Rillen um den kleinen Papierkreis, der den Titel anzeigte. Und auf jedem dieser bunten Plattenherzen lebte ein kleines Zetelchen: Musikhaus Zug & Co.

Robbi bevorzugte Jazzplatten. Wieder füllte sich das Zimmer mit dem schwermütigen Weinen des Saxophons, dem verhalten-anfeuernden Stampfen des Schlagzeugs. Die Melodie setzte aus, man hörte nur noch zerrissene, zerfetzte Töne, die beharrlich den Rhythmus unterstrichen. In dieses seltsam abwartende Schweigen öffnete sich plötzlich die Tür. Ein schrilles Instrument kletterte einen bravourösen Lauf empor, als wolle es die Frau, die eben eintrat, begrüßen. Sie stand sehr groß und etwas verwirrt auf der Schwelle. Ihre unruhigen blauen Augen richteten sich fest auf den Unbekannten, den sie mit weitaufgerissem Blick musterte. Ihr Gesicht war von einem zarten, unheimlichen Weiß, das nur unter den Augen, in tiefgefurchten Ringen, nach einem kranken Grau wechselte. Ein schwaches Lächeln auf den sehr blassen Lippen versuchte dem Gesicht einen konventionell lebenswürdigen Ausdruck zu geben, aber man merkte ihm die Mühe an, und darum wohl verstärkte es noch den unberrittlichen Leidenszug, der wie ein Schleiher über dem Antlitz lag.

Als Herbert die Frau sah, fuhr er so heftig zusammen, daß er beinahe die Platte, die er in der Hand hielt, hätte fallen lassen. Mein Gott, dachte er, das ist Frau Zerkinden! Und wie in einem Erinnerungsspiegel sah er auf der glänzenden schwarzen Musikscheibe den kleinen runden Marmortisch im Rami-Pavillon, sehr aufrecht vor einem Glas Tee diese dunkle Frau und ihr gegenüber einen sehr eleganten und schlanken Herrn, der Xylander hieß und Besitzer der Makedonia-Fabrik war. Er hörte wieder das gedämpfte und aufgeregte Gespräch zwischen den beiden, das er belauscht hatte, obwohl er sich alle Mühe gab, nicht hinzuhören. Und er hörte wieder diese volle Stimme, die bitend und drohend zugleich ein schwer beladenes Geschick offenbarte: «Ich gehe ja daran zugrunde.»

Ja, es war die gleiche Stimme. Sie klang jetzt freier als damals, aber immer noch klang sie, als käme sie aus großer Tiefe, in der es kein Licht gab.

«Ich störe doch nicht?» sagte die Stimme. «Sie haben Besuch, Herr Meyrat?»

Robbi beeilte sich mitzuteilen, daß nicht Herr Meyrat, sondern Robbi Besuch hätte. Jawohl, diesen Herrn hätte er eingeladen. Und außerdem hieß er Herbert Hößlin.

Ina Zerkinden lächelte. Als sie Herbert die Hand reichte, spürte er, daß sie etwas zitterte.

«Ich freue mich, daß Sie die Einladung meines Sohnes angenommen haben,» sagte sie lächelnd und strich sehr zärtlich und mütterlich über Robbis unordentlichen Haarschopf. «Wir sehen wenig Menschen — hier draußen. Für junge Leute muß die Einsamkeit manchmal schwer zu ertragen sein. Nicht wahr, Herr Meyrat?»

Gaston beeilte sich zu widersprechen. Aber Frau Zerkinden sah ihn ungläubig an und meinte nachsichtig: «Gestehen Sie es nur ruhig ein, Herr Meyrat. Es ist sicher nicht immer leicht für Sie. Ich bin ja doch eine alte Frau... Aber für die jungen Leute muß es schon hart sein.» Und ihr Lächeln, etwas kokett und um Nachsicht bittend, machte ihr strenges und schönes Gesicht über alle Maße liebenswert.

Sie zeigte sich überhaupt viel menschlicher und geselliger, als Herbert zuerst vermutet hatte. Man trank Tee und unterhielt sich ausgezeichnet, als wäre mit einem Male alle Befangenheit weggewischt. Ina lachte viel — ein kurzes, tiefes Lachen — und erzählte von ihrer Jugend. Neben ihr saß Robbi, sehr aufmerksam zuhörend und verliebt an ihren blassen Lippen hängend. Sie hatte ihren Arm um die Schulter des kleinen Mannes gelegt, und diese sehr natürliche Haltung war von rührender und ergreifender Zärtlichkeit. Robbi wandte sein Gesicht manchmal zur Seite und küßte die schmale, weiße Hand, die sehr leicht auf seiner Achsel ruhte. Dann beugte sich Ina zu ihm hinab und flüsterte ein paar Koseworte. Von seiner Schulter hob sich ihre schöne Hand und strich verliebt und sehr sanft über das frische, glückliche Jungengesicht. Robbi sah sich siegesgewiß im Kreise um. Er war jetzt sehr zufrieden mit diesem Nachmittag.

Als er jetzt aufstand, um das Grammophonkonzert fortzusetzen, hob sich Inas Arm, und der sehr weiße, fließende Ärmel ihres schwarzen Kleides fiel zurück, sehr tief bis fast in die Achselhöhle. Ein schlanker, wunderbar modellierter Arm zeigte sich, sehr weiß, in der Ellenbogenbeuge und weiter aufwärts mit kleinen Fleckchen besät.

«Ja, er hat Musik gern,» sagte Ina und sah ihrem Sohn stolz nach, «das ist schön. Ein Zerkindensches Erbeil, sicher das beste, das es in unserer Familie gibt. Sehen Sie, dieser Plattenpark ist einer meiner größten Reichtümer. Ein Reichtum freilich,» fügte sie lächelnd hinzu, «der mich auf die Dauer noch arm machen wird. Ich bin eine zu gute Kundin des Musikhauses Kramer. Der dicke Herr Kramer schluckt mein ganzes Geld.»

(Fortsetzung folgt)



Was ist besser als ein Doppelrahm-Gerber? (Antwort: Doppelrahm-Gerber!)

Aus pasteurisiertem Frischrahm, köstlich herzhafte schmeckend.



«Je dicker aufgetragen, um so besser.»

ScherkTips

Duftende, geffligte Hände!
Waschen Sie sich einmal mit Scherk Moos-Seife; nach 10 Minuten bemerken Sie, daß der feine Duft an Ihren Händen haften geblieben ist. Legen Sie die Seife zwischen Ihre Hände, dann duftet der ganze Schrank. Stück 1.75

Entrückende Lippen
in Form und Farbe gibt Scherk Lippenstift; Sie können ihn ganz unauffällig anwenden. 0.90, 1.25, 1.50

Mystikam Puder, der berühmte Scherk-Puder. 1.25, 2.—, 3.—

Und dann die feinen Scherk Parfums, Mimikri, das herbe, anknirschende an Waldgeruch, „Intermezzo“, das süßlich-heitere, ein Akkordeon-Blumen-Beide halten lange an, von beiden gebrauchten Sie nur Tropfen. 5.—, 8.50

Scherk Gesichtswasser
Wird durchgängig durchgängig saubere und saubere Haut die Vermeidung für saubere Gesichtsbüchlein.

Das schöne Gesicht

Lesen Sie das kleine Büchlein an der Scherk Gesichtswasser Flasche. Sie werden sehen: Nur gründlich gesäuberte Haut wirkt frisch und jung und bekommt den anziehenden Reiz gesunder Schönheit. Und Scherk Gesichtswasser säubert die Haut restlos und macht das Gesicht straff, zart und rosig • Taschenflasche 1,60, Flaschen zu 2,50, 4,25 und größere • Wer 30 cts. Porto an Arnold Weyermann jun., Zürich 24, schickt, bekommt eine Probe. Aber bitte Adresse deutlich schreiben.

Ein Buch gibt Auskunft

Denken Sie auch an die hygienische Scherk Gesichtswatte!

196 Aussteller

Internationale Automobil-Ausstellung

Genf, 12. - 21. März 1937

Automobile 53 Marken